"Im Westen nichts Neues"

Autor(en): **G.H.G.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 23

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640173

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vom Segensonntag im Lötschenthal. – Uniformierte Lötschentaler.

— und Geld auch, ungezählt; nicht als Almosen, sondern als ehrlichen Lohn für fleißiger Hände Arbeit, für das Produkt ihrer Hausweberei, den schweren Wollstoff der aussieht, als ob er ein ganzes Menschenleben überdauern würde. Und Lieder möchtest du ihnen bringen, helle, frohe, weltliche — und farbenfrohe Bilder voll warmer Sinnenlust. Es ist ein starker Wunsch in dir, nur ein einziges dieser stillen, ergebenen Gesichter einen Augenblick in Freude aufleuchten zu sehen.

Eines fühlst du gewiß — einmal kommst du wieder zu diesen stillen Menschen und ihrer alles verstehenden Maria. Und dann wanderst du weiter, immer weiter ins Tal hinein — dem weißen lockenden Gletscher entgegen, der aus der Ferne herüberruft. — W.

„Im Westen nichts Neues".*)

G. H. G. Es ist das Buch des großen Krieges. Ich habe es am Karfreitag gelesen. Eindrücke zwiefachen Martyriums beklemmen die Brust. Nur ein Blitzlicht der Besinnung flitzt durch das grauenvolle Dunkel:

Wie er, der Dornengekrönte, so haben sie alle, alle sich da draußen im Geschoßhagel, in Gas und Dreck geopfert. Wofür? Für uns? Wie er? Zu unserer Erlösung? Erlösung wovon?

Oder war es nutzlos? Helden? Märtyrer? Heilige? Alles ist Ansichtssache. Jedes Leben, auch das banalste Alltagsleben, kann als ein Heldentum, ein Märtytium, ein Heiligtum aufgefaßt werden. Aber auch als ein Nichts. Wer nimmt sich das Recht zu urteilen? Der es tut, verliert sich in Philosophentand.

Hier aber schreit die Menschheit auf — schreit nach Menschlichkeit, nach Gemeinschaftssinn, nach Liebe und nach Frieden, Frieden! Es ist als ob mit diesem Buche das Entsetzen Gestalt gewonnen hätte, dich magisch anglotzte, bannte, in dich hineinkröche, sich mit dir zu eins vereinte und dich quälte, folterte, marterte — unentwindbar und unentrinnbar marterte, marterte. . .

Das ist der Krieg. Krieg ist Entsetzen. Und wer das Entsetzen in diesem Buche miterlebt, der wird ein Feind des Krieges. Man hat davon gesprochen, dem Verfasser Remarque den Friedens-Nobelpreis zuzusprechen. Keine Tat der letzten Jahre hat ihn besser verdient. Denn hier ist das Wort Tat. Und es wird Taten gebären. Taten des Friedens.

Andere Worte sind Ueberfluß. Ich lasse Remarque sprechen:

(Es ist Nacht. Der junge Frontkämpfer hat sich freiwillig für einen Patrouillengang gemeldet. Er verirrt sich im Trichtergewirr. Er kriecht um sein Leben. Ein Feuerüberfall setzt ein, ein Angriff. Er stürzt in einen Trichter. In Wasser und Dreck bis zum Hals. Es klirrt über ihn hinweg. Was tun, wenn ein Gegner in den Trichter springt? Er faßt den Dolch. Er muß zustoßen, muß der erste sein).

Es ist noch etwas heller geworden. An mir vorüber hasten Schritte. Die ersten. Vorbei. Wieder andere. Das Knarren der Maschinengewehre wird eine ununterbrochene Kette. Gerade will ich mich etwas umdrehen, da poltert es, und schwer und klatschend fällt ein Körper zu mir in den Trichter, rutscht ab, liegt auf mir —

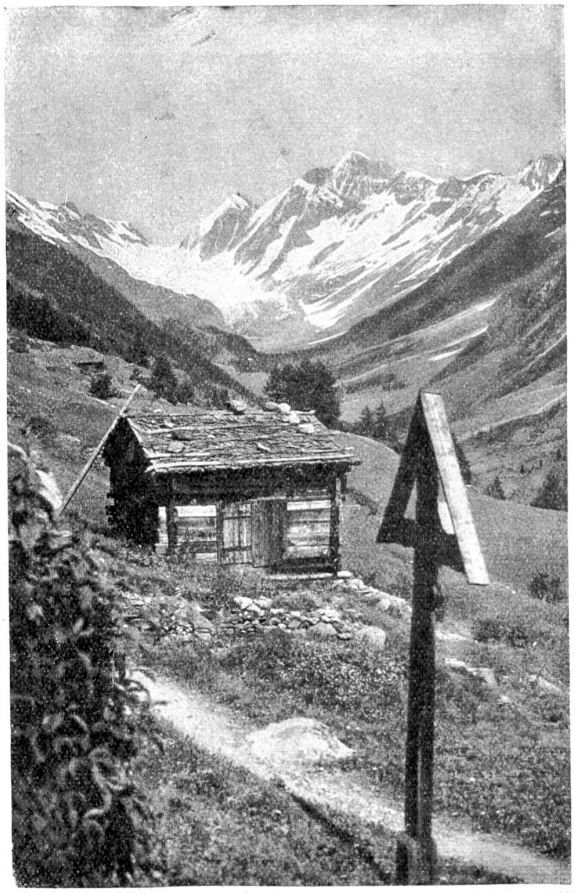
Ich denke nichts, ich fasse keinen Entschluß — ich stoße rasend zu und fühle nur, wie der Körper zuckt und dann weich wird und zusammensackt. Meine Hand ist klebrig und naß, als ich zu mir komme.

Der andere röchelt. Es scheint mir, als ob er brüllt, jeder Atemzug ist wie ein Schrei, ein Donnern — aber es sind nur meine Adern, die so klopfen. Ich möchte ihm den Mund zuhalten, Erde hineinstopfen, noch einmal zustechen, er soll still sein, er verrät mich; doch ich bin schon so weit zu mir gekommen und auch so schwach plötzlich, daß ich nicht mehr die Hand gegen ihn heben kann.

So krieche ich in die entfernteste Ecke und bleibe dort, die Augen starr auf ihn gerichtet, das Messer umklammert, bereit, wenn er sich rührt, wieder auf ihn loszugehen — Aber er wird nichts mehr tun, das höre ich schon an seinem Röcheln.

Undeutlich kann ich ihn sehen. Nur der eine Wunsch ist in mir, wegzukommen. Wenn es nicht bald ist, wird es zu hell; schon jetzt ist es schwer. Doch als ich versuche, den Kopf hochzunehmen, sehe ich bereits die Unmöglichkeit ein. Das Maschinengewehrfeuer ist derart gedeckt, daß ich durchlöchert werde, ehe ich einen Sprung tue.

Ich probiere es noch einmal mit meinem Helm, den ich etwas emporschiebe und anhebe, um die Höhe der Geschosse festzustellen. Einen Augenblick später wird er mir durch eine



Oberes Lötschental. Blick gegen die Lötschenlücke.

*) Von Erich Maria Remarque 301.—325. Tausend. Im Propyläen-Verlag, Berlin 1929.

Kugel aus der Hand geschlagen. Das Feuer streicht also ganz niedrig über das Terrain. Ich bin nicht weit genug von der feindlichen Stellung entfernt, um nicht von den Scharfschützen gleich erwischt zu werden, wenn ich versuche, auszureißen.

Das Licht nimmt zu. Ich warte brennend auf einen Angriff von uns. Meine Hände sind weiß an den Knöcheln, so presse ich sie zusammen, so flehe ich, das Feuer möge aufhören und meine Kameraden möchten kommen.

Minute um Minute versickert. Ich wage keinen Blick mehr zu der dunklen Gestalt im Trichter. Angestrengt sehe ich vorbei und warte, warte. Die Geschosse zischen, sie sind ein stählernes Netz, es hört nicht auf, es hört nicht auf.

Da erblicke ich meine blutige Hand und fühle jähe Uebelkeit. Ich nehme Erde und reibe damit über die Haut, jetzt ist die Hand wenigstens schmutzig, und man sieht das Blut nicht mehr.

Das Feuer läßt nicht nach. Von beiden Seiten ist es jetzt gleich stark. Man hat mich bei uns wahrscheinlich längst verlorengegeben.

*

Es ist heller, grauer, früher Tag. Das Röcheln tönt fort. Ich halte mir die Ohren zu, nehme aber die Finger bald wieder heraus, weil ich sonst auch das andere nicht hören kann.

Die Gestalt gegenüber bewegt sich. Ich schrecke zusammen und sehe unwillkürlich hin. Jetzt bleiben meine Augen wie festgeklebt hängen. Ein Mann mit einem kleinen Schnurbart liegt da, der Kopf ist zur Seite gefallen, ein Arm ist halb gebeugt, der Kopf drückt kraftlos darauf. Die andere Hand liegt auf der Brust, sie ist blutig.

Er ist tot, sage ich mir, er muß tot sein, er fühlt nichts mehr; — was da röchelt, ist nur noch der Körper. Doch der Kopf versucht sich zu heben, das Stöhnen wird einen Moment stärker, dann sinkt die Stirn wieder auf den Arm zurück. Der Mann ist nicht tot, er stirbt, aber er ist nicht tot. Ich schiebe mich heran, halte inne, stütze mich auf die Hände, rutsche wieder etwas weiter, warte — weiter, einen gräßlichen Weg von drei Metern, einen langen, furchtbaren Weg. Endlich bin ich neben ihm.

Da schlägt er die Augen auf. Er muß mich noch gehört haben und sieht mich mit einem Ausdruck furchtbaren Entsetzens an. Der Körper liegt still, aber in den Augen ist eine so ungeheure Flucht, daß ich einen Moment glaube, sie würden die Kraft haben, den Körper mit sich zu reißen. Hunderte von Kilometern weit weg mit einem einzigen Ruck. Der Körper ist still, völlig ruhig, ohne Laut jetzt, das Röcheln ist verstummt, aber die Augen schreien, brüllen, in ihnen ist alles Leben versammelt zu einer unfaßbaren Anstrengung, zu entfliehen, zu einem schrecklichen Grausen vor dem Tode, vor mir.

Ich knicke in den Gelenken ein und falle auf die Ellbogen. „Nein, nein", flüsterte ich.

Die Augen folgen mir. Ich bin unfähig, eine Bewegung zu machen, solange sie da sind.

Da fällt seine Hand langsam von der Brust, nur ein geringes Stück, sie sinkt um wenige Zentimeter, doch diese Bewegung löst die Gewalt der Augen auf. Ich beuge mich vor, schüttele den Kopf und flüstere: „Nein, nein, nein", ich hebe eine Hand, ich muß ihm zeigen, daß ich ihm helfen will, und streiche über seine Stirn.

Die Augen sind zurückgezuckt, als die Hand kam, jetzt verlieren sie ihre Starre, die Wimpern sinken tiefer, die Spannung läßt nach. Ich öffne ihm den Kragen und schiebe den Kopf bequemer zurecht.

Der Mund steht halb offen, er bemüht sich, Worte zu formen. Die Lippen sind trocken. Meine Feldflasche ist nicht da, ich habe sie nicht mitgenommen. Aber es ist Wasser in dem Schlamm unten im Trichter. Ich klettere hinab, ziehe mein Taschentuch heraus, breite es aus, drücke es hinunter und schöpfe mit der hohlen Hand das gelbe Wasser, das hindurchquillt.

Er schluckt es. Ich hole neues. Dann knöpfe ich seinen Rock auf, um ihn zu verbinden, wenn es geht. Ich muß es auf jeden Fall tun, damit die drüben, wenn ich gefangen werden sollte, sehen, daß ich ihm helfen wollte, und mich nicht erschießen. Er versucht sich zu wehren, doch die Hand ist zu schlaff dazu. Das Hemd ist verklebt und läßt sich nicht beiseite schieben, es ist hinten geknöpft. So bleibt nichts übrig, als es aufzuschneiden.

Ich suche das Messer und finde es wieder. Aber als ich anfange, das Hemd zu zerschneiden, öffnen sich die Augen noch einmal, und wieder ist das Schreien darin und der wahnsinnige Ausdruck, so daß ich sie zuhalten, zudrücken muß und flüstern: „Ich will dir ja helfen, Kamerad, camarade, camarade, camarade —", eindringlich das Wort, damit er es versteht.

Drei Stiche sind es. Meine Verbandspäckchen bedecken sie, das Blut läuft darunter weg, ich drücke sie fester auf, da stöhnt er.

Es ist alles, was ich tun kann. Wir müssen jetzt warten, warten.

*

Diese Stunden. — Das Röcheln setzt wieder ein — wie langsam stirbt doch ein Mensch! Denn das weiß ich: er ist nicht zu retten. Ich habe zwar versucht, es mir auszureden, aber mittags ist dieser Vorwand vor seinem Stöhnen zerschmolzen, zerschossen. Wenn ich nur meinen Revolver nicht beim Kriechen verloren hätte, ich würde ihn erschießen. Erstechen kann ich ihn nicht.

Mittags dämmere ich an der Grenze des Denkens dahin. Hunger zerwühlt mich, ich muß fast weinen darüber, essen zu wollen, aber ich kann nicht dagegen ankämpfen. Mehrere Male hole ich dem Sterbenden Wasser und trinke auch selbst davon.

Es ist der erste Mensch, den ich mit meinen Händen getötet habe, den ich genau sehen kann, dessen Sterben mein Werk ist. Kat und Kropp und Müller haben auch schon gesehen, wenn sie jemand getroffen haben, vielen geht es so, im Nahkampf ja oft —

Aber jeder Atemzug legt mein Herz bloß. Dieser Sterbende hat die Stunden für sich, er hat ein unsichtbares Messer, mit dem er mich ersticht: die Zeit und meine Gedanken.

Ich würde viel darum geben, wenn er am Leben bliebe. Es ist schwer, dazuliegen und ihn sehen und hören zu müssen.

Nachmittags um drei ist er tot.

Zuider See.

Eine Reiseerinnerung von O. Scherrer.

Im August fuhr ich von zu Hause fort. Ich weiß nicht, was mich dazu veranlaßte: Kunst, Abenteuer, Vergnügen? Vielleicht gar ein bißchen Freiheitsdrang, der sich wieder einmal bemerkbar machte und ungestüm zur Betätigung drängte. Ja wahrhaftig, das Gefühl frei zu sein, frei von Pflichten und Arbeiten, das ist der Hauptfaktor zur Verbringung glücklicher Ferien. Ja, frei mußt du sein, Mensch, frei wie der Vogel in der Luft. Aber — wenn ich's mir recht bedenke — ist denn der Vogel wirklich das Sinnbild der unbeschnittenen Freiheit? Hat er nicht noch strengere Pflichten wie wir? Muß er nicht auch den Gesetzen der Natur gehorchen? Muß er nicht seine Jungen erziehen, muß er ihnen nicht Tag für Tag, Stunde für Stunde Nahrung zutragen? Muß er nicht im Winter fortwandern und im Frühling zurückkehren aus dem sonnigen Süden? Ist das nicht ein zwingendes Gesetz, dem er sich beugen muß, wenn er nicht zugrunde gehen will? Sind das nicht auch Pflichten? Muß er nicht seine Jungen schützen, muß er nicht sein Nest selber bauen? Muß er nicht — Wahrhaftig,